

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 6 (1916)
Heft: 4

Artikel: Vetter Jeremias und die Schwestern Tanzeysen [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633279>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 4 — 1916

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

den 22. Januar

Winterwanderung.

Aus „Hellsbunkel“, Gedichte von Gertrud Pfander, geb. 1874, gest. 1898. (Verlag H. Francke, Bern.)

Nun will ich gehn, nun will ich wandern
Hier durch den tiefen, weichen Schnee.
Daß mich von all' den vielen andern
Nicht einer mehr, nicht einer seh.
Der Nebel wogt auf weißer Breite,
Als käm das Ende hier der Welt,
Mein Grauen nur gibt mir Geleite
Stets unzertrennlich, treugefellt.

.. Kein Laut .. kein Hauch .. die Tannen stehen
Ganz regungslos in schwarz und weiß,
Nur einen Raben seh ich drehen
Sich ohne Flügel Schlag im Kreis;
Die Flocke nur will leise girren
Aufsteuzend unter meinem Schritt
.. Ich möchte ewig, ewig irren,
Ich — und mein Grau'n — sonst keiner mit.

Der Schnee reicht mir bis an die Kniee
Und dennoch fühl' ich keine Not,
Als ob mich selbst das Grauen fliehe,
Das sonst beständig mich bedroht . . .
Mir wird so still, wird so gelassen,
Halb schlafbesiegt, halb tränenfett . . .
.. Sieh! . . . Durch des Walds kristall'ne Gassen
Rückt glashell eine selige Stadt
.. Nun will ich gehn . . . nun will ich wandern
.. Kein Laut . . . kein Hauch
.. . . . Ganz regungslos

Detter Jeremias und die Schwestern Tanzeysen.

Eine Verlobungsgeschichte von Lisa Wenger.

4

Am folgenden Tage befließ sich Jeremias zarter Zurückhaltung, um die Schwestern in ihrem schweren Entschluß nicht zu beeinflussen. Er ging dreifach bewegt umher. Zu einem Drittel war er beglückt, zu einem Drittel begierig auf die Lösung und zu einem Drittel wehmütig — denn trug nicht sein künftiges Glück einen Januskopf? Gingen nicht Freud' und Leid Hand in Hand, wie auch der Entschluß der Schwestern ausfallen mochte? Mußte er nicht Kunigunde lassen, wenn Karoline ihn wählte, und blieb nicht Karoline zurück, wenn er Kunigunde als sein Eheweib mitnehmen durfte?

Die Schwestern aber standen sich den ganzen Tag in einem edlen Wettstreit gegenüber. Eine wollte der anderen Glück begründen. Eine wollte der anderen in diesem Ehe-

wettrennen den Vorrang lassen. Eine beschrieb der anderen das Glück der Ehe in den herrlichsten Farben. Die Zärtlichkeit eines wohlgesinnten Ehemanns, das trauliche Verhältnis des Zusammenarbeitens, die Aussicht, im Alter weich und warm in der Wolle zu sitzen, die Annehmlichkeit einer lieben Schwiegermutter und freundlicher Schwäger, der Stolz, eine Farm und den Erfinder des „Sassaparilla“ sein eigen zu nennen.

„Und dann der Hühnerhof,“ sagte Karoline, „in dem jeder Hahn mit seiner Frau herumspaziert, seine Rücken aufzieht und sie Eier legen und krähen lehrt. Es ist entzückend!“

„Und die Schweinchen!“ rief Kunigunde in Eektafe. „Denk' an die rosigen Schweinchen mit den Ringelschwänz-

chen! Und die jungen Kühe und die Pferdchen und die Katzen. Denk', Karoline, Katzen könntest du halten, so viele du wolltest. Nein, es wäre ein sträfliches Unrecht, wollte ich dich von deinem Glück abhalten und dir Jeremias vorwegnehmen. Ich verzichte, Karoline, aus Liebe zu dir."

„Niemals!“ rief Karoline und streckte beschwörend die Hand aus. „Ich bin die ältere, ich habe mich dir zu opfern.“ Sie weinte, und auch Kunigunde stand in Tränen.

Als es Abend geworden und Karoline sich die Nachtmühe umband und Kunigunde ihr Schukstücklein auf das Kissen heftete, hatte noch keine von ihnen einen Entschluß fassen können.

Am nächsten Morgen sahen die Schwestern die amerikanische Aussicht plötzlich von einer andern Seite beleuchtet. Die schöne Heiratssonne warf tiefe Schatten. Da mußte ja die eine zurückbleiben, wenn die andere ging. Sie mußten sich ja trennen. Daran hatten sie noch gar nicht gedacht. Es lief ihnen bei dieser Erkenntnis eine Gänsehaut nach der anderen über den Rücken. Da sahe ja die eine in dem fremden und übergroßen Amerika, und die andere weinte sich die Augen nach ihr aus. Die eine wurde eine glückliche Frau und Besitzerin unzähliger Tiere, und die andere durfte jenseits des Wassers sich nach den Vorschriften des Hausbesizers nicht einmal eine Katze halten. Eine von ihnen sollte die geliebte und mit Erinnerungen gespickte elterliche Wohnung verlassen? Die Stadt, in der sie aufgewachsen? Das Land, das sie liebten? Die Ofenbank, das Sigroinlämpchen, den „Stadtboten“, die abendliche Gaslaterne in der Helvetiastraße?

Die Fahne des Edelmutts drehte sich und zeigte nach der entgegengesetzten Seite. Kunigunde und Karoline überboten sich in der Verleugnung ihrer Wünsche. Eine jede wollte mit dem Better ziehen, um der anderen das Daheimbleiben zu ermöglichen. Jede wollte sich opfern und künftig ihr Leben bei den fremden Menschen, der unbekanntten Familie, auf der einsamen Farm und bei der vielen Arbeit verbringen. Wieder fielen die Schwestern sich um den Hals und weinten, und wieder tranken sie des Abends ihren Kamillentee und rüsteten für die Nacht ein Stücklein Süßholzsafft, ohne daß sie im geringsten zu einem Entschluß gekommen wären.

Früh am nächsten Morgen erwachte Kunigunde, still seufzend und bedrückt. In der Not ihrer Zweifel griff sie zu dem „Vergißmeinnicht“, das blaugebunden auf ihrem Tischchen lag, schlug es auf, hoffend, daß seine Weisheit die ihre zusehender machen werde. Andächtig und erwartungsvoll las sie: „Auch das kleinste Licht hat sein Atmosphärchen.“ Kunigunde war verblüfft. Sie verstand zuerst nicht, wohin der Wegweiser zeigte. Sollte sie ein Licht bedeuten? Oder Karoline? Oder der Better Jeremias? Aber plötzlich wurde ihr Antlitz hell. Wenn jedes Licht sein Atmosphärchen hat, hatten auch sie beide eins. Und wie das Licht seine Atmosphäre nie verläßt, weil es eben nur dort ein Licht ist, und weil alle herrlichsten Atmosphären der Welt nicht die seine wären, so sollten auch sie beide bleiben, wo sie hingehörten, in dem Kreise, wo allein sie Lichter waren. Ganz klar sagte sich Kunigunde das alles nicht, aber sie fühlte es dankbar und erlöst.

„Karoline,“ rief sie so laut, daß die Schwester im

Bett auffuhr, „ich habe den Weg gefunden! Wir bleiben alle beide da. Wir gehen nicht hinüber. Wir heiraten den Better Jeremias nicht, wir bleiben beieinander, glücklich wie bisher. Das „Vergißmeinnicht“ sagt es deutlich.“ Sie berichtete, was sie gelesen und wie sie es sich gedeutet.

Die Schwestern fielen sich um den Hals und suchten nach ihren blaugefärbten Bettmastüchern. Diesmal weinten sie aber vor Freude.

Als sie am Frühstück saßen und Better Jeremias ihnen mit seinem runden, freundlichen Gesicht gegenüber saß, fingen sie zwar zaghaft, aber gestählt durch des „Vergißmeinnichts“ geistvolle Behauptung an, zu ihm zu reden.

Kunigunde begann: „Lieber Better! Wir haben heute morgen, als am dritten Tage nach unsrer etwas voreiligen Verlobung, endlich die Festigkeit gefunden, uns zu entschließen. So gern wir Ihnen nach Amerika gefolgt wären, so ehrend es für uns gewesen wäre, die Gattin des Erfinders von „Sassaparilla“ zu werden, so unendlich müssen wir bedauern, daß dies nicht geschehen kann, da ja nur eine von uns den neuen Weg gehen könnte. Wir glauben, daß es schädlich und unrichtig gewesen wäre, uns zu trennen, und auch ein Unrecht Ihnen gegenüber, denn mit unserm halben, wir fürchten fast mit unserm ganzen Herzen wären wir doch hier in der Heimat zurückgeblieben. Wir bitten Sie, uns nicht zürnen zu wollen und sich mit unserer Mithilfe eine andere Frau zu suchen, die Ihnen, wie Sie es verdienen, freudenvoll anhängen würde.“

Kunigunde schwieg und Better Jeremias sah aus, als sei er erfroren. Er behielt seine Tasse in der Hand und starrte die Schwestern fast verzweifelt an. Es suchte in seinem Gesicht. Dann griff er in die Westentasche und holte einen Ring heraus, der vor Neuheit lange, blühende Strahlen warf. „Den habe ich gestern gekauft,“ sagte er flüchtig.

Mit schlechtem Gewissen sahen sich die Schwestern an. Sie taxierten den Ring auf mindestens sechsundzwanzig Frank. Da sie sich aber auch ohne Worte verstanden und eine jede der andern sicher war, so sprach Karoline also: „Teurer Better! Es sei ferne von uns, Sie zu der getäuschten Liebeshoffnung nun auch noch pekuniär schädigen zu wollen. Wir möchten Sie daher bitten, uns, um Sie schadlos zu halten, von dem gewiß unübertrefflichen Blutreinigungsmittel sechs bis acht Flaschen zukommen zu lassen.“ Sie setzte sich.

Jeremias fuhr in die Seitentasche und holte sein Büchlein heraus. Er notierte den Auftrag. Darauf schnellte er in die Höhe, verbeugte sich und sprach: „Ich danke den Damen verbindlichst.“ Dann setzte er sich. Aber seine volle Tasse Kaffee und die duftenden Biskets ließ er stehen, und auch das Ei, das schneeweiß und lodend vor ihm stand, verschmähte er.

Kunigunde und Karoline dagegen aßen zweimal so viel Butter als gewöhnlich und tranken drei Tassen Kaffee, was sie sonst nie getan hatten.

* * *

Jeremias ging ein paar Tage lang wehmütig und still umher und ließ sich von den Schwestern trösten. Aber trotzdem sie ihm Biskets vorsetzten und den Mince-Pie

würzig buken, wie nur je eine geborene Amerikanerin es verstand, so sahen sie doch bald und vollständig ein, daß damit dem guten Better nicht geholfen sei, denn wenn er eine Frau sucht, so ist er noch lange nicht zufrieden, wenn er auch die knusprigsten Brötchen vor seiner Kaffeetasse findet:

Kunigunde und Karoline beschlossen, ihr Versprechen zu halten und dem Better zu einer Frau zu verhelfen. Sie machten sich daran, unter ihren Freunden und Verwandten die Perle zu suchen, für die es Jeremias gelüsten mochte, sein Junggesellentum in die Schanze zu schlagen. Die Sache war aber schwieriger, als sie gedacht hatten, und zwar, je länger sie suchten, um so mehr. Erst wenn man Männer oder Frauen auf das Geheiratetwerden ansieht, merkt man, wie es um sie steht. Es treten Schäden, die vorher ein glückliches Halbdunkel verbarg, ans Tageslicht. Tugenden, die als kurze Ausstellungsobjekte Furore zu machen imstande sind, verlieren von ihrem Glanz bei dem Gedanken, daß sie ein Leben lang vorhalten sollen, ohne abzufärben. Kurz, es konnten schließlich nur zwei Kandidatinnen in Betracht kommen: die dreißigjährige Anna Bienlein, häuslich, mollig, vermöglisch, freundlich, geneigt zu heiraten, wenn dies ohne drohe Gemütsbewegung sich tun ließ, und die hübsche, musikalische, mit einer guten



Meister mit der Nelke (H. Bichler) zirka 1490.

Predigt Johannes des Täufers.

Vom Meister mit der Nelke besitzen wir eine Reihe von Tafel- und Altarbildern, die den Kenner durch ihre feine Naturbeobachtung und die saubere Technik entzücken. Unser Bild, das einem Zyklus aus dem Vereenmünster in Bern entstammt, scheint auf den ersten Anblick etwas steif. Bei näherem Zusehen bemerkt man aber, daß die Gesichter der gecliebt gruppierten Personen ganz vorzüglich charakterisiert sind. Jedes Gesicht drückt eine bestimmte Erregung aus. Das Bild hängt mit den andern Stücken aus diesem Zyklus im Berner Kunstmuseum.

Aussteuer versehene Waise Johanna Severtin, die aber, was die Arbeit betraf, nicht so wachschäft war wie ihre Base.

(Schluß folgt.)

Gott.

Von Heinrich Pestalozzi, Mrofa.

Dein Odem brennt in meiner Seele,
Ich fühl's, dein Feuer loht in mir.
Doch auch der Zweifel kommt von dir,
Mit dem mein armes Herz ich quäle.

Du bist! ich weiß es! Wo ich gehe
Begegn' ich staunend deiner Kraft,
Was in mir lebt und drängt und schafft,
Entspringt aus dir, aus deiner Nähe.

Ich muß den frechen Mund verfluchen,
Der frevelhaft verneint dein Sein.
Du bist in mir und ich bin dein,
Und doch muß ich dich ewig suchen.

(Aus „Seerosen“. Verlag Drell Füßli.)

Aus dem alten Berner Rathaus.

Im Jahre 1685 hob Ludwig XIV. das Edikt von Nantes auf, das den Reformierten in Frankreich seit 1598 freie Ausübung ihres Bekenntnisses gestattet hatte. Das Edikt war der letzte Schwertschlag in dem Kampfe, den Ludwig gegen die Hugenotten geführt hatte, ein Stück aus einem bestimmten Regierungssystem. Das Edikt verbot den Hugenotten auch die Auswanderung. Bis dahin

hatten sich die religiös Verfolgten durch Flucht ins Ausland retten können. Nach Bern, das damals als fester Hort der Reformierten bekannt war, flüchteten viele dieser Hugenotten. Sie litten Not; Bern war zur Hilfe gezwungen. Am 19. September 1683 beschloß der Rat, zugunsten der Emigranten eine allgemeine Kollekte anzuordnen. Am 21. November wurden dann die Geschäfte der Hugenotten